

Dok.Fest: „Anny“ – Helena Trestíková gewinnt mit ihrer Langzeitstudie über eine Prager Prostituierte den höchsten Dok.Fest-Preis International

Am Ende steht eine Kerze in der Fensterluke, dort wo sie zuletzt oft saß und ein paar Kronen kassierte – je nachdem, ob man stehen oder sitzen wollte, etwas mehr oder weniger. Anny war eine Toilettenfrau in einem öffentlichen Untergeschoss zwischen alten weißen Kacheln und großen Pisoirs.

Es ist 2012, der Film von Helena Trestíková endet hier, aber kurz zuvor hat man die 64-jährige Anny noch tanzen sehen, auf einem kleinen Maskenball der Sozialberatungsstelle für Prostituierte, wo sie sich engagiert hat und auch zur Theatergruppe gehörte.



Schostakowitschs melancholischer Walzer wird an der Partyglocke gespielt, Anny hat zuvor noch einmal ihren Song gesungen mit einer von Zigaretten ruinierten, blechernen Gossestimme – vom „Leben, das einem nichts schenkt“.

Sie trägt dabei eine schwarze Kutte und hat die Horrormaske aus dem Film „Scream“ auf, die dem Schrei-Gesicht von Edvard Munch nachempfunden ist.

Ein hartes Leben endet, das die Regisseurin 16 Jahre begleiteten durfte. Von der 48-jährigen Anny – kurz nach dem Einstieg ins Prostitutionsgeschäft – bis



Ein leichter Schatten

Nüchtern ohne Resignation: Anny, eine Frau – 16 Jahre lang porträtiert zwischen 48 und 64 Jahren.

Fotos: Dok.Fest

zu ihrem Lungenversagen: Immer ist der Film nah dran, niemals voyeuristisch und bei allem dem Gegenüber und uns Zuschauern immer Raum lassen, um eigene Schlussfolgerungen zu ziehen.

Das große Geschenk dieses

Films ist diese Anny, deren bürgerlichen Namen man sogar kurz erfährt, als sie spät zum zweiten Mal heiratet, einen Geschäftsmann, der dann aber doch wieder zu seiner ersten Frau zurückkehrt. Davor sieht man eine kurze Glücksphase

einer Frau, die den Film atmosphärisch in einer Dauerschwebe hält zwischen Glücksuche, nicht immer unverzweigten Schicksalsschlägen, zwischen lakonischem Witz und Nüchternheit. Und keine Sekunde wirkt etwas gestellt,

weil Anny ohne jegliche Redseligkeit einfach nur sagt, was sie denkt: über ihr Leben, das vom Prekarium in sozialistischer Zeit ins Subproletarische abgesunken ist, über die Prostitution, über den Traum vom Nicht-Alleinsein.



Die Dokumentarfimerin Helena Trestíková, der eine Reihe des Dok.Fests gewidmet ist.

Fatalismus ohne Resignation, oft geerdeter Witz, immer Realismus mit ein bisschen Traumtänzerie: Das alles ist schwer und doch leicht tänzerisch. Als Anny einmal für einige Wochen einen tauben Arm hat, vermutet ein guter Bekannter eine Arbeitsverletzung, wie eben einen Tennisarm bei Tennisprofis, was sie aber nüchtern kontert, es sei der linke und sie Rechtshänderin. Oder als es eine Frührentenerhöhung gibt, stellt sie fest, dass es immerhin für zwei Packungen Zigaretten im Monat mehr reicht.

Warum Anny anschafft? Sie sieht das unproblematisch, pragmatisch: Weil das wenige Geld nicht reicht, um wenigstens gelegentlich Geschenke für die Enkel kaufen zu können oder auch um sich – in ihrem Alter durchaus auch selbstironisch – selbst noch einmal auszuprobieren. Wobei im Film die Freier nur in ihren Erzählungen vorkommen, auch wenn man Nachtaufnahmen der einschlägigen Prager Straßen sieht.

10 000 Euro hat Helena Trestíková gestern Abend auf dem Dok.Fest München gewonnen: den „Viktor“ als Bester Internationaler Dokumentarfilm. Ein ehrlich verdienter Sieg.

Adrian Prechtel

„Anny“, wie alle weiteren 130 Filme des Dok.Fest-Programms – kann man unter www.dokfest-muenchen.de streamen

Mehr Phantasie wagen!

Dok.Fest: „Ein Clown – Eine Leben“ erzählt das Leben von Bernhard Paul, der mit Roncalli Zirkusgeschichte schrieb

Zirkus muss Zirkus bleiben“ schäumt eine Zirkusbesitzerin, ein ältilicher Herr assistiert ihr mit der Absage an Experimente, Zirkus sei schließlich kein Jahrmarkt. Die Spitzen zielen auf den langhaarigen Bernhard Paul, den Gründer des legendären Circus Roncalli, der sich ungerührt die Argumente anhört und mal wieder finanziell in der Patsche sitzt.

Im Rückblick wirkt diese Diskussion im österreichischen Club 2 aus dem Jahr 1976 skurril und aus der Zeit gefallen. Aber damals war es ein hartes Stück Arbeit, mit einer neuen und unkonventionellen Idee Zuschauer zu gewinnen. Kamele, Löwen und Elefanten, das war Zirkus. Clowns galten

höchstens als Pausenfüller. Aber der Österreicher strebte weg von diesem traditionellen Image, wollte mit seinem „gemütlichen Zirkus“ eine Atmosphäre wie auf früheren Volksfesten schaffen. Sein Credo: „Wenn an derselben Stelle das Kleinkind und der Intellektuelle lacht, dann hat der Clown etwa richtig gemacht“. Paul kündigte seinen Job als Art Director beim Nachrichtenmagazin „Profil“, um seinen Traum von „Circus“ zu verwirklichen, 1975 gründete er das heutige Unterhaltungsreich, das jährlich Millionen Menschen fasziniert. Eine Marke.

Als anarchistischer Clown Zippo, sein Alter Ego, verzaubert er sein Publikum, gerät aber auch in einen Rollenkonflikt mit seiner Position des für alles verantwortlichen Directors. Regisseur Harald Aue verdeutlicht den Spagat zwischen Kunst und Ökonomie, widmet dem bald 74-jährigen und sei-

nem Lebenswerk diesen Film. Seit nun 45 Jahren führt die schillernde Persönlichkeit das Unternehmen, war von Anfang an Talentscout, sammelte die Besten der Besten um sich, darunter auch den berühmtesten „Weißclown“ der Welt, Francesco Caroli, der an seinem 80. Geburtstag in der Manege seinen Abschied gibt. Eine melancholische Figur wie aus der Commedia dell’Arte.

Ganz stolz ist der Impresario darauf, wie er den Mexikaner Marco Antonio Vega in Spanien entdeckte und den „Rohdiamanten“ zum populären Clown „Chistirrin“ geformt hat, ein Höhepunkt des Programms. Im komfortablen, einem bürgerlichen Wohnzimmer ähnelnden Trailer erzählt er seine Familiengeschichte, erzählt, wie er zu Beginn mit Freunden alte Zirkuswohnwagen renovierte, 1979 ohne einen Schilling da stand und ab 1980 einen raketenhaften Aufstieg startete.



Die Wiedererfindung des Zirkus' in seiner schönsten Form: Bernhard Paul (Sonnenbrille) und Getreue.

Paul brennt für seinen Circus, geht für ihn durchs Feuer. Und auf seine alten Tage packt ihn noch einmal die Lust, als Zippo ein Comeback zu wagen. Das Ende einer magischen Reise

mit einem tollen Soundtrack des Wiener Duos Ernst Molden und Der Nino. Das Fest von Poesie, Charme und Schönheit, das im Spätherbst 2019 noch in München im Kreativquartier

am Leonrodplatz gefeiert wurde, geht hoffentlich nach Corona weiter, „für immer laut, für immer bunt, für immer jung“ wie es in einem Filmsong heißt.

Margret Köhler

Konflikt und Abschied

Dok.Fest: Im „The Ark“ erzählt Dan Wei von den letzten Momenten seiner Großmutter im Kreis der Familie, als plötzlich das Coronavirus öffentlich wird

Was mag sie wohl denken? Zhang Xiuhua, eine alte chinesische Dame, liegt im Krankenhausbett, röhrt, hustet, kann sich der Außenwelt nicht mehr durch Worte mitteilen. Wie würde sie das Ver-

halten ihrer Familie beurteilen, die sich um sie herum versammelt hat? Mit „The Ark“ hat Dan Wei das Ableben seiner Großmutter auf intime und oft schwer erträgliche Art dokumentiert.

Der Regisseur konfrontiert das Publikum mit dieser persönlichen Erfahrung auf die naturalistischste Weise, die man sich vorstellen kann. Er beschönigt nichts, zeigt das Leiden und Kämpfen der Kranken genauso wie das Hadern der Angehörigen. Ihre Zustimmung zu Operationen und Verlegungen

könnten schließlich den sicheren Tod oder verlängertes Leid bedeuten. Trotzdem brechen auch private Konflikte, wie finanzielle Probleme, immer wieder durch. Ein besonderes Augenmerk legt Dan Wei auf die unterschiedlichen religiösen Anschauungen seiner Familienmitglieder, die letztendlich mehr und mehr zu den Spannungen beitragen.

Und ganz nebenbei festigt Corona seinen Würgegriff um die Welt. Die ersten Züge der Pandemie finden in „The Ark“ fast nebensächlich statt. Per-

sönliches und kollektives Leid stehen direkt nebeneinander. Auch wenn die Hauptprotagonistin nicht an Covid-19 erkrankt ist, fühlt man doch, dass beides Hand in Hand geht. Zusammen mit den geschilderten Gedanken an Erlösung und Lebensinn ergibt sich ein breites Feld an Assoziationsmöglichkeiten. So ist „The Ark“ keinesfalls ein leichter Film, jedoch einer, mit dem sich die Auseinandersetzung jedenfalls lohnt – sollte sie auchfordernd und unangenehm sein.

Matthias Pfeiffer



Ärztinnen und Familie und ein Kampf um Linderung und Geborgenheit.